

„Auskotzete“

Wer jetzt (noch) um Vertrauen für die Kirche wirbt, macht sich fast lächerlich: Das „System“ erodiert. Vom Leiden und Verzweifeln – und dennoch Hoffen!

Von Andreas R. Batlogg

Wut, Ärger, Aggression: Vieles hat sich angestaut nach Veröffentlichung des Münchner Missbrauchsgutachtens Ende Januar. Der frühere Generalvikar Peter Beer geniert sich, ein Kollar zu tragen. Er sei an den „Täterschützern“ gescheitert, krank geworden wegen des Widerstands gegen seine Null-Toleranz-Politik. Er fragt sich, ob es das wert war: Priester geworden zu sein.

Der Benediktiner Martin Werlen, von 2001 bis 2013 Abt des Schweizer Klosters Einsiedeln, lud mich ein, mit ihm in der Propstei Sankt Gerold, ein weit über Vorarlberg hinaus bekanntes Bildungs- und Begegnungszentrum, ein Wochenende zu gestalten. „Auskotzete“ hieß die Veranstaltung. Kann man, darf man zu so etwas einladen: Sich in der Kirche über die Kirche auszukotzen? Alemannen tun's! Wir reden nicht gern um den heißen Brei herum. „Was zurzeit in der Kirche abläuft, ist zum Davonlaufen“, meinte der international bekannte Benediktinermönch. Wie immer, fand Werlen klare Worte über „dieses verletzende Kasperltheater, das auf tiefstem Niveau stattfindet“.

Zwei Minuten – das war die Redezeit für die fast vierzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer: Frauen und Männer, Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten, Diakone. Einige Pfarrer hatten offenbar vor dem Wochenende gewarnt und es damit indirekt beworben. Dampf ablassen – das regt ja manche schon auf.

Wut und Trauer ins Wort bringen, Resignation und Ratlosigkeit bekennen, nach Hoffnungszeichen suchen: Ob das gelingt, war offen. „Die Kirche hat meine Kinder zu Atheisten gemacht“ oder: „Ich verstehe, dass meine Kinder austreten“ – solche Sätze fielen. Auch Missbrauchsoffer meldeten sich zu Wort. Jahrzehntelanges Schweigen wurde durchbrochen. Und manche konnten sich durchringen zu Kampfansagen wie: „Aufregen, nicht austreten!“ Der österreichischen Tageszeitung *Der Standard* sagte Werlen, wenn der ehemalige Papst Benedikt XVI. seine Aussage, er habe als Erzbischof von München und Freising an einer Ordinariatsitzung nicht teilgenommen, plötzlich zurückziehe und mit einem redaktionellen Versehen erkläre, sei das, wie wenn man früher in der Schule sagte, der Hund habe die Hausaufgaben gefressen.

Ja, ich gehöre zu dieser Kirche! Und es gibt nicht nur Sünder in der Kirche, es gibt eine sündige Kirche! Und ich gehöre zu einem Orden, in dem es selber Missbrauch gab. Zwölf Jahre ist es her, seit Klaus Mertes, damals Rektor des Berliner Canisiuskollegs, jahrzehntelange Vertuschung an dieser Jesuitenschule öffentlich machte. Bis heute tun sich nicht wenige Jesuiten damit schwer. „Wir doch nicht!“ Verdrängung, Nicht-wahrhaben-Wollen, „Jetzt ist aber endlich Schluss“-Parolen – ich höre sie leider immer noch und immer wieder. Es macht mich wütend.

„Wir brauchen keine andere Kirche. Aber wir brauchen eine Kirche, die anders ist“, zitierte Werlen Papst Franziskus. Wer lässt sich darauf noch ein? Wer beteiligt sich an diesem Umbau? Lohnt es überhaupt? Dass die Kirche besser ist als ihr Ruf, dass das Evangelium, die Frohe Botschaft Jesu unverbrauchbar, wenn auch beschädigt ist, dass Kirchenmüdigkeit und Kirchenmündigkeit zusammenhängen, dass der Synodale Weg ein Hoffnungsschimmer ist, dass „Priester unter Generalverdacht“ keinen Motivationsschub auslösen: Ja, davon bin ich überzeugt. Aber glaubt mir das noch einer? Trotzig poche ich darauf: Ich bitte darum! Ich bete dafür!

Priester und Bischöfe müssen dafür aber auch jede Wehleidigkeit ablegen, eigene Abwehrreaktionen hinterfragen – und neu hören lernen auf diejenigen, deren Weinen, deren Klagen, deren Schreien viel zu lange überhört, nicht ernst genommen oder kleingeredet wurde. Kirche sind wir alle, ja: Haupt- und Ehrenamtliche. Die „Helden“ sitzen aber nicht im Klerus, auch wenn viele integre Pfarrer das jetzt auszubaden haben. Ich möchte auch nicht ständig wie ein begossener Pudel herumlaufen müssen. Massive Vertrauenskrisen ertragen, bewältigen, aufarbeiten (können): Das dauert. Vielleicht jahrelang. Erlebe ich in meiner Lebenszeit, mit jetzt bald sechzig Jahren, noch eine Wende?

Kardinal Reinhard Marx wurde scharf kritisiert für die Aussage, er sei als Erzbischof „nicht primär mit administrativen Aufgaben befasst, sondern vorrangig mit der Verkündigung des Wortes Gottes, der Feier der Sakramente und der allgemeinen Hirten Sorge

für das Volk Gottes“. Damit hat er die Missbrauchsaufarbeitung nolens volens zu einer Verwaltungsangelegenheit erklärt. Betroffene kamen erst seit 2018 in sein Blickfeld – 1996 wurde er zum Weibischof ernannt, von 2002 bis 2007 war er Bischof von Trier und wurde dann nach München berufen. 26 Jahre Bischof: Marx ist nachdenklich geworden. In seinem Hirtenbrief zu den Pfarrgemeinderatswahlen schreibt er: „Wir und ich brauchen die kritischen Geister, die Zweifelnden und Suchenden. Es wird keine Zukunft des Christentums in unserem Land geben ohne eine erneuerte Kirche.“ Für manche kommen solche Bekenntnisse und Einsichten zu spät. Ich sehe es nicht als Ablenkungsmanöver, wenn Marx daran erinnert: „Für mich ist eines ganz entscheidend: Das

Projekt des Jesus von Nazareth ist größer als wir und größer als die Kirche.“

Mir hilft auch ein Wort von Annette Schavan, zuletzt Botschafterin beim Heiligen Stuhl: Mich nicht der „Inselvenzrhetorik“ ergeben! Mich nicht abfinden damit, dass das Christentum in Europa am Ende sei. „Gerade hierin besteht das Christentum: eine Perspektive, keine Retrospektive“ – daran erinnert auch Andrea Riccardi von der Laiengemeinschaft Sant'Egidio. Der zornige, der polternde, der kompromisslose, der scharfe Jesus, der sich mit Autoritäten anlegte, der gerade nicht harmlos war: Mit ihm werde ich mich für lange Zeit zusammmentun müssen. Auf dem Weg bleiben, ihm meine Freundschaft nicht aufkündigen: Das gelingt mir nur, weil ich wirklich an ihn glaube. Auch wenn vieles „zum Kotzen“ ist!

Andreas R. Batlogg, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.

Gespensisch genug war schon das Crescendo der Vorbereitung, jeden Tag im Fernsehen sichtbar. Aber dass es nach all den Tragödien der letzten hundert Jahre erneut zu einem mörderischen Angriffskrieg kommt – und das mit kalter Präzision und unverhohlener Lüge –, war unvorstellbar, und ist es. Darauf waren und sind wir in der westlichen Wohlgefühlblase nicht vorbereitet. Irgendwie sollte es doch schiedlich-friedlich und wohlanständig so weitergehen wie bisher (mit allen Risiken und Nebenwirkungen in der fernen Welt sonst, Stellvertreterkriege eingeschlossen). Aber dass das Böse mitten unter uns ist – nicht nur in der Ferne, sondern bis an die Grenze des so ungemein friedliebenden Europa – ist der absolute Schock. Waren wir nur blauäugig und haben Leuten wie Garri Kasparow nicht geglaubt, die den Putin-Krieg seit zehn Jahren voraussagen? Haben wir seinerzeit die Tür nach ganz Europa, die für kurze Zeit geöffnet war, übersehen oder für bloße Taktik gehalten? Und wie sehr hängen wir selbst verblendet mit drin?



WEGE & WELTEN
Mystik im Alltag

Kriegen und Lügen

Gewiss: Es gilt neben den politischen Motivationen auch psychologisch nach den Persönlichkeitsstrukturen von Mitmenschen zu fragen, die sich aufgrund traumatischer Kränkungen von früh rühmen und rächen müssen. Aber es bleibt die Frage aller Fragen: die nach der gespenstischen Macht und Signatur des Bösen überhaupt. Die unzähligen Versuche, es zu ergründen, kommen in einem Punkt überein: Wer das Böse nicht ernst nimmt, ist schon in seinem Fangnetz. „Das Böse, wenn es denn existiert und wenn es Spuren von Rationalität trägt, wird einen Teufel tun, sich als solches preiszugeben. Es wird sich verstellen, sich tarnen und uns täuschen. Doch steht

uns das Böse nicht als fremde Macht gegenüber: Wir sind es vielmehr, die sich im Bösen selbst täuschen“, schreibt Jörg Noller in „Gründe des Bösen“. Nichts ist sicher vor Verfälschung. Schon im Ursprung methodischen Denkens steht die Auseinandersetzung mit den Schönrednern und Scheinproduzenten, die alles und jedes so lange drehen und wenden, bis es ihnen passt. Diese Lügenkompetenz ist in unserer Welt der *fake news* längst von unüberbietbarer Raffinesse.

Es gehört zum Selbstbetrug hierzulande, dass wir auch religiös die Macht des Bösen unterschätzt haben und uns nun „böse“ überrumpelt sehen und gar von einer Zeitenwende reden müssen. Das

deutsche Wort Teufel kommt bekanntlich vom griechischen *diabolos*: Durcheinanderbringer, Verwirrer, Verfälscher. Vom „Vater der Lüge“ spricht hellenistisch das Johannesevangelium (8,44). So sehr die Welt auch Gottes geliebtes Gesamtkunstwerk sei und bleibe (*Joh 3,16*), de facto sei sie ein gewaltiges Lügengebäude und Irrenhaus. Schier unentzerrbar sind wir Menschen darin Mittäter und Opfer zugleich: „Alle Menschen lügen“, formulierte schon ein biblischer Beter (*Ps 116,11*). „Sie sind dem Leben Gottes entfremdet durch die Unwissenheit, in der sie gefangen sind, durch die Verhärtung ihres Herzens. In ihrer Haltlosigkeit schweifen sie herum“ – in einer Pseudowelt von Lug und Trug (*Eph 4,17–24*). Da herauszukommen, braucht es offenkundig doch eine höhere Instanz, die es anzuerkennen gilt: „Die Wahrheit in Liebe tun“ (*Eph 4,15*) – mit dem Schrei des Vaterunsers: „Reiß uns heraus aus dem Bösen.“

Gotthard Fuchs, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.